

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1995-1996)
Heft: 2

Artikel: Lackmusprobe : wie hältst du es mit dem Antisemitismus?
Autor: Hetzer, Tanja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054062>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lackmusprobe: Wie hältst Du es mit dem Antisemitismus?

Ein Gespräch mit jüdischen Frauen über ihre Erfahrungen

Antisemitismus in der Linken war lange Zeit kein Thema. Jüdische Frauen werden jedoch in politisch linken Kreisen oft mit antisemitischen Stereotypen konfrontiert. Dabei sind Antizionismus, Israel und Judentum nur drei Begriffe, die undifferenziert und ohne ihren historischen Hintergrund zu berücksichtigen, verwendet werden.

Von Tanja Hetzer

Welche biographischen, politischen oder beruflichen Erfahrungen verbindet ihr mit Antisemitismus?

Erica: Ich war in einem jüdischen Jugendbund, und damals waren Zionismus und Israel wichtige Themen für mich. Ich interessierte mich für die zionistischen Theorien insbesondere für links-zionistische Positionen.

Während meines Geschichtsstudiums habe ich vor allem «Minderheitenthemen» aufgegriffen, hatte aber eigentlich nie das Bedürfnis, zu Israel oder zu Antisemitismus zu arbeiten. Mein Jüdischsein und das Wissen um die jüdische Geschichte bildeten viel eher die Grundlage. Dies änderte sich zu Beginn der 80er Jahre, denn die Invasion Israels im Libanon brachte vehemente Kritik gerade aus linken Kreisen, die sich jedoch nicht auf den antisemitischen Gehalt ihres Antisraelismus hinterfragen liessen. Diese verweigerte Auseinandersetzung wurde auch beim demonstrativen Austritt von Emanuel Hurwitz und ein paar anderen aus der SP manifest. Für mich war all dies Anlass, genauer nach dem Verhältnis von Linken zu jüdischen Menschen, zu Israel und zur Palästina-Problematik zu fragen. Ich habe mich, weil es aus der schweizerischen Linken kaum Äusserungen dazu gab, mit der innerlinken Auseinandersetzung in Deutschland befasst, und dabei festgestellt, dass sich dort hauptsächlich jüdische Linke dazu äusserten. Im Zusammenhang mit meiner Dissertation bin ich dann unter anderem dem Staatssozialismus in der ehemaligen DDR und seinem Verhältnis zu Jüdinnen und Juden nachgegangen. Bei den Recherchen über jüdische Menschen in der DDR ist mir die Thematik auch in ihrer historischen Dimension bewusster geworden.

Heute bin ich viel sensibler auch auf antisemitische Stereotype in der Linken.

Anjuska: Meine Erfahrung mit Antisemitismus hat eine lange Geschichte und hängt mit meiner Biographie zusammen. Ich bin die Tochter einer christlichen Mutter und eines jüdischen Vaters, der während des Zweiten Weltkrieges von Jugoslawien in die Schweiz geflüchtet war. Mit der Heirat verlor meine Mutter ihre schweizerische Staatsangehörigkeit, und so lebten meine Eltern vorerst einige Zeit in Jugoslawien und zogen, als ich zwei Jahre alt war, nach Israel. Wir wohnten einige Jahre in einem kleinen Dorf. Meine SpielkameradInnen stammten aus jüdischen, muslimischen und christlichen Familien, die einen waren PalästinenserInnen, die andern Israelis. Ich habe sehr schöne Erinnerungen an dieses friedliche Zusammenleben. Meine Familie ist dann in die Schweiz zurückgekehrt, und ich bin hier zur Schule gegangen. Als ich zwanzig Jahre alt war, bin ich nach Israel zurückgekehrt, um dort nach dem Sechstagekrieg als Freiwillige zu arbeiten.

Elinor: Mit dem Jüdischsein glaubte ich ungefähr ab zwanzig nicht mehr viel zu tun zu haben, denn ich definierte mich als Feministin und Atheistin. «Ethno» war damals sehr «in», vor allem die IndianerInnen wurden idealisiert. Aber Jüdischsein war nicht «in» – das wurde mir schnell klar, und ein Stück weit internalisierte auch ich selbst diese latent antisemitischen Tendenzen. Spätestens in den 80er Jahren – nach dem Einmarsch der Israelis im Libanon – musste ich in politischen Diskussionen der Linken zu Antizionismus deutlich antisemitische Töne feststellen und wurde diesbezüglich immer aufmerksamer.

Lilo: Meine Politisierung begann ebenfalls mit dem Vietnamkrieg. Ich war in der 68er Bewegung aktiv. Dass Frauenthemen in der Linken nur Nebenwidersprüche sein sollten, leuchtete mir nicht ein, und ich gründete zusammen mit anderen Frauen die FBB. Eine Fotografin machte 1972 von mir und anderen Frauen eine Porträtserie für eine Fotoausstellung. Als Lebenslauf schrieb ich in einem Text – das werde ich nie vergessen –, dass ich in einer ländlichen und katholischen Umgebung aufgewachsen sei, in der ein sehr antisemitisches Klima geherrscht habe. Im veröffentlichten Text hiess es dann, ich und meine Familie seien AntisemitInnen. Die Frau, die verantwortlich war für die Textbeilage, kam zu mir und sagte, ihr sei ein Fehler unterlaufen, ob es mir etwas ausmache. Ja, natürlich machte es

mir etwas aus, aber ich vermochte mich nicht zu wehren. So hatte ich das erstmal von meiner jüdischen Herkunft erzählen wollen und wurde komplett missverstanden. Mein «Coming-out» als Enkelin einer österreichisch-jüdischen Grossmutter in der Frauenbewegung war eine Katastrophe, und dies verletzte mich so sehr, dass ich wieder für viele Jahre über mein Jüdischsein – davon hatte ich erst erfahren, als ich einen jüdischen Mann geheiratet hatte – schwieg.

Anjuska: Die Frage eines «Coming-out» gibt es für mich nicht: Mit meinem Familiennamen «Weil-Goldstein» werde ich – zumindest in Europa – immer als Jüdin wahrgenommen. Ich kenne sowohl den rüden Antisemitismus als auch den viel subtileren der Linken. Für mich kommt eine dritte Erfahrung hinzu: Aus jüdischer Sicht bin ich keine Jüdin. Im Christentum wird die Religion über den Vater, im Judentum über die Mutter weitergegeben; bei meinen Eltern ist es gerade umgekehrt.

Ich habe oft das Gefühl, dass ich im Abseits stehe. In der Schweiz wurde ich als Kind eines staatenlosen und jüdischen Vaters «Saujüdin» geschimpft und in der Schule immer wieder ausgegrenzt. In meiner Familie war der Holocaust, die Vernichtungsgeschichte, sehr präsent, denn auch Verwandte von uns waren während der Nazizeit bedroht, verfolgt oder ermordet worden. Bereits als kleines Kind wusste ich sehr viel über den Holocaust und kannte auch viele, die diese Zeit überlebt hatten und versuchten, sich wieder im Leben zurechtzufinden. Ich hatte beispielsweise eine Tante, die unter Verfolgungswahn litt; für uns Kinder war dies manchmal sehr erschreckend.

Die antifaschistischen WiderstandskämpferInnen, die in Israel mit uns im Kibbuz lebten, sagten uns Kindern immer, dass sie für uns gekämpft hätten. Das war eine schwierige und belastende Situation. Als Vier- oder Fünfjährige wusste ich natürlich nicht genau, was das konkret bedeutete, doch merkte ich, dass es sich um etwas ganz Einschneidendes, Wichtiges und Schwerwiegendes handelte.

Aus welchen Gründen habt ihr euch im Palästina-Israel-Konflikt engagiert?

Elinor: Auch ich bin in der Schweiz mit dem Wissen um den Holocaust aufgewachsen, ein Thema, das mich schon als Kind sehr beschäftigt hat. Ich wusste von klein auf, dass

Elinor Burgauer ist Mitglied der KJS und war Mitorganisatorin der Reihe «Antisemitismus in der Linken», Rote Fabrik 1994.

Erica Burgauer ist Autorin des Buches «Zwischen Erinnerung und Verdrängung – Juden in Deutschland nach 1945», Hamburg 1993 und Geschäftsführerin der Asylkoordination Schweiz.

Lilo König arbeitet in verschiedenen Projekten für drogenkonsumierende Frauen auf der Gasse und ist Aktivistin im «augen auf».

Anjuska Weil ist FraPI-Kantonsrätin und arbeitet als PdA-Sekretärin.

ich jüdisch bin und nicht «dazugehöre». Dieses «Nichtdazugehören» war oft schmerzhaft, doch war mir bewusst, dass es zu anderen Zeiten zu viel Schlimmerem geführt hatte. Deshalb war ich immer froh zu wissen, dass Israel als eine Art möglicher «Zufluchtsort» existiert. Beeindruckt haben mich als Jugendliche zudem auch die sozialistischen Ideen der Kibbuz-Bewegung. Es war für mich schwierig zu realisieren, wie diese Utopien – Israel als Zufluchtsort und die Kibbuzim als sozialistische Projekte – auf Kosten von anderen Menschen gebaut worden waren, die vorher dort gelebt haben. Die Ungerechtigkeit den PalästinenserInnen gegenüber waren Auslöser für mein langjähriges Engagement bei den kritischen Jüdinnen und Juden (KJS), die sich schon früh für eine Zweistaatenlösung einsetzten.

Anjuska: Nach dem Sechstagekrieg lebte und arbeitete ich als Freiwillige in einem Kibbuz. Dort wurde ich mit Soldaten konfrontiert, die aus dem Krieg zurückkamen. Wie sie über «die Araber» sprachen, empfand ich als rassistisch.

Ich habe damals die Golanhöhen und den Gazastreifen besucht, und unsere Gruppe von Freiwilligen wurde dabei von israelischen Soldaten eskortiert, die uns den Weg frei hielten und jeden wegstießen, der sich auch nur einen halben Meter zu nahe an uns heranwagte. Das hat mich zutiefst schockiert. Ihre Haltung gegenüber der arabisch-palästinensischen Bevölkerung wollte ich nicht akzeptieren und beschloss, unter diesen Umständen nicht mehr in Israel zu leben. Aufgrund dieser Erfahrungen setzte ich mich für PalästinenserInnen ein. Meine Kontakte zu PLO-Leuten empfand ich nicht als antisemitisch. Der Antisemitismus von linken SchweizerInnen, die sich in der Palästina-Bewegung engagieren, ist etwas anderes. Ich weiss sehr wohl, welche antisemitischen Haltungen viele Linke in der Schweiz vertreten.

Was versteht ihr unter einer antizionistischen Haltung und welche Position nehmt ihr ein?

Erica: Ich glaube, man sollte beim Antizionismus tendenziell unterscheiden zwischen einer «innerjüdischen» und einer «nichtjüdischen» Position. Es gibt in der Linken eine antizionistische Haltung, die das Existenzrecht Israels nicht anerkennt. Dabei scheint es nicht relevant zu sein, was bei einer Abschaffung des Staates Israel mit der jüdisch-israelischen Bevölkerung

passiert. Aus einer jüdischen Position heraus ist diese Haltung wohl eher die Ausnahme.

Meine antizionistische Haltung drückt sich hingegen darin aus, dass ich die Politik, welche die israelische Regierung heute betreibt, als nicht tragbar erachte. Es hat sich leider jener Typus von Zionismus durchgesetzt, der schon immer darauf ausgerichtet war, die nichtjüdischen BewohnerInnen dieses Landes zu verdrängen. In Diskussionen gerate ich aber immer wieder in die Position, Israel in seinem Status quo so zu verteidigen, wie ich es eigentlich nicht möchte, einzig, weil ich mit einer so heftigen Ablehnung des Existenzrechtes konfrontiert werde.

Was ist denn antisemitisch an einer antizionistischen Haltung?

Lilo: Es wird unterschiedlich argumentiert: Bei Uruguay oder Mexiko werden die korrupten Regierungen angeprangert, und man will sie gestürzt und abgeschafft wissen. In Israel soll gleich das ganze Volk abgeschafft werden. Das ist das Antisemitische daran.

Erica: Ausserdem verstehe ich nicht, dass man die Friedensbewegung, die es in Israel sehr wohl gibt, ignoriert. Sie wäre auch bedeutsamer, wenn sie von aussen Solidarität erfahren würde.

Anjuska: Ich bin nicht ganz gleicher Meinung, denn es ist ein Unterschied, ob ein Staat 1948 gegründet wurde oder so alt ist wie Mexiko. Die Gründung Israels beinhaltet kolonialistische Aspekte – das ist viel zu wenig aufgearbeitet. Was haben beispielsweise die EngländerInnen zu verantworten, was steckt an europäischem Selbstverständnis dahinter? Zudem will ich weder die europäischen Staaten noch die europäische Linke und antifaschistische Bewegungen aus der Verantwortung entlassen, in Europa, in der Schweiz und auch in Zürich Platz zu geben für jüdische Gemeinden. Ich akzeptiere die Ausrede nicht, dass jüdische Menschen, denen das Leben in Europa schwergemacht wird, nach Israel auswandern sollen. In diesem Sinne haben es sich viele einfach gemacht mit ihrem Applaus für die Staatsgründung von Israel.

Elinor: In der Linken hat man jede Befreiungsbewegung, die einen Nationalstaat wollte, unterstützt. Gleichzeitig hiess es aber, Israel gehöre der Nationalstaat abgeschafft und ein laizistischer Vielvölkerstaat solle dort entstehen. Das empfinde ich als antisemitisch, ebenso wie die Forderung, dass sich

Jüdinnen und Juden dort integrieren sollen, wo sie leben. Gerade die europäische Geschichte zeigt, wie schwer es den jüdischen Menschen gemacht wird: Sie wurden immer gedemütigt, verfolgt und ermordet – bis hin zum Versuch der «Endlösung der Judenfrage».

Anjuska: Du missverstehst mich. Auch ich befürworte keine Nationalstaaten. Doch Befreiungsbewegungen haben nicht in erster Linie Nationalstaaten geschaffen, sondern die Kolonialmacht aus ihren Territorien ausgeworfen. Natürlich gab es in diesen Prozessen nationalstaatliche Ideen, aber ich persönlich habe mich dafür nie eingesetzt. Ich finde es symptomatisch für ein fehlendes antikoloniales Bewusstsein, dass die Frage nach einer jüdischen Heimstätte in Europa nie wirklich Thema war.

Ich selbst verstehe mich als «Nichtzionistin». Die Realität des Staates Israel anerkenne ich zwar – ein Staat, der nicht so wurde, wie ich es mir wünschte. Es ist mir auch bewusst, dass dort Leute geboren wurden und aufgewachsen sind, das will ich gar nicht ignorieren. Ich habe aber immer noch den Traum eines laizistischen, gemeinsamen Staates, auch wenn ich weiss, dass das realpolitisch nicht möglich ist. Realpolitisch würde ich also Kurs auf eine Zweistaatenlösung nehmen. Und wenn das realisiert würde, wäre schon viel erreicht!

Ihr seid alle in der Antirassismusarbeit engagiert; wie seht ihr das Verhältnis von Antisemitismus und Antirassismus?

Elinor: Ich habe 1994 in der Roten Fabrik die Veranstaltung «Antisemitismus in der Linken» mitorganisiert, die im Zyklus der «Blickwechsel»-Kampagne stattfand. Für diese Reihe wurde ein Manifest gegen Rassismus formuliert; im Rahmen einer Vernehmlassung sollte ich zum Entwurf des Manifestes Stellung nehmen. Der Fokus war ausschliesslich auf die «Achse» InländerInnen und AusländerInnen gerichtet war: Der Rassismus wurde einfach entlang der Nationalitätengrenzen festgemacht. Ich brachte deshalb ein, dass es wichtig sei zu thematisieren, wie beispielsweise mit Juden und Jüdinnen sowie mit Jenischen in der Schweiz umgegangen werde. Dies sei ein Detail und bei Rassismus mitgemeint, wurde mir geantwortet. Ich bestand darauf, dass es nicht nur um Nationalitäten gehen dürfe. Es sind erst fünfzig Jahre vergangen,

Wie hältst Du es mit dem Antisemitismus?

seit die Verfolgung und Vernichtung von «Nichtariern», Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma sowie Behinderten, Schwulen, Lesben und «Asozialen» als ein Programm propagiert wurde! Im Verlaufe der Diskussion wurde mir gesagt, ich sei überempfindlich, penetrant und ein typisches Beispiel dafür, warum die Jüdinnen und Juden immer Schwierigkeiten mit der Linken hätten. Dass ich als Jüdin selbst auch zur Linken gehören könnte, das scheint für diese «AntirassistInnen» undenkbar!

Lilo: Ich erlebte etwas Ähnliches in meinem Engagement gegen die Zwangsmassnahmen. Ich arbeitete an dem Entwurf des Flugblattes für die grosse Demo in Bern mit. Als Fluchtgründe sollten Rassismus, Sexismus und Homosexualität aufgeführt werden. Als ich Antisemitismus als wichtigen Fluchtgrund anmerkte, wollte niemand etwas davon wissen! Ich habe es dann in meiner Rede auf der Demo trotzdem angeführt, und prompt kam jemand zu mir und meinte: «Häsch es wieder nit chöne verchlemme!»

Erica: Mir wird oft erklärt, dass es in der Schweiz keinen Antisemitismus gebe, womit jede Diskussion unterdrückt wird. Es haben mir gegenüber Leute schon einfach behauptet, dass ich mich als Jüdin in der Schweiz doch nicht diskriminiert fühle – eine Anmassung, die sich in bezug auf Rassismus niemand erlauben würde. Ich nehme es für mich in Anspruch, selbst sagen zu können, wann ich mich von Antisemitismus betroffen fühle.

Wenn ich versuche Antisemitismus zu thematisieren, wird mir zum Beispiel gesagt, dass die Religionen die Ursache allen Übels seien. Deklarriere ich mich daraufhin als jüdisch, werde ich als Vertreterin einer dieser Religionen gesehen. Es wird mir die Möglichkeit verweigert, zu erklären, wie ich selbst mein Jüdischsein verstehe. In erster Linie ist es für mich eine politische Identität in einem sehr weiten Sinn, mit einer philosophischen Komponente. Dass ich mit Religion nichts am Hut habe, wird mir meist nicht geglaubt.

Lilo: Wie kannst du als Feministin bloss einer so patriarchalen Religion zugehören, heisst es dann.

Anjuska: Immer wieder wird die Unterscheidung gemacht zwischen SchweizerInnen und JüdInnen. Das sollen also zwei verschiedene Sachen sein!

Wie erklärt ihr euch diese Tabuisierung und Bagatellisierung?

Elinor: Antisemitismus ist ein Teil unserer europäischen Geschichte und ist in der Gesellschaft und im Denken der Menschen tief verankert. Sich dieser Thematisierung zu verweigern heisst für mich, den Antisemitismus weiterzutragen. Ich denke, was diese Verweigerung bedeutet, ist in der Linken immer noch nicht klar.

Wie reagieren die Leute, wenn ihr sie auf Antisemitismus aufmerksam macht?

Elinor: Auf den Rassismusvorwurf reagieren viele Linke anders als auf den Vorwurf von Antisemitismus. Bei Rassismus wird meist nachgefragt, was denn genau rassistisch sei und warum. Man versucht es zu verstehen und gelobt Besserung. Der Antisemitismusvorwurf aber wird oft zurückgewiesen, oder ich werde sofort zum Objekt der Kritik. Ich bringe meine Kritik nicht im richtigen Ton an oder im falschen Moment. Man sagt mir auch, dass Rassismus viel wichtiger sei und ich nicht so wehleidig sein solle; somit wird Antisemitismus bagatellisiert.

Ich möchte betonen, dass ich Rassismus in der Schweiz zur Zeit als viel akuter einschätze. Doch damit kann das Thema Antisemitismus nicht vom Tisch gewischt werden. Schlimm ist zu merken, dass auch ich diese Haltung immer wieder selbst übernehme. Schon in diesem Moment befürchte ich, dass man mich fragen wird, warum ich Antisemitismus so wichtig nehme.

Lilo: Ich umschiffe solche Themen möglichst. Auch wenn ich immer auf Antisemitismus aufmerksam mache, so tue ich das relativ oberflächlich. In linken Zusammenhängen kann ich mich relativ gut raushalten.

Erica: Ich ziehe mich wieder mehr in meinen Elfenbeinturm zurück und gehe das Thema Antisemitismus vermehrt wissenschaftlich an. Damit nehme ich mich aus der direkten, persönlichen Konfrontation heraus.

Elinor: Eigentlich bin meistens ich diejenige, die Antisemitismus anspricht, und es fühlt sich kaum jemand anderes dafür zuständig oder verantwortlich. Gleichzeitig merke ich, dass ich deswegen als lästig empfunden werde. Da fängt der Antisemitismus an: Ich bin als Jüdin lästig, wenn ich auf Antisemitismus aufmerksam mache.

Das führt zu zwei seltsamen Arten von «Dankbarkeit» meinerseits. Ich bin dankbar, wenn nichtjüdische Leute, Antisemitismus zu

ihrem Anliegen machen und von sich aus versuchen, sensibel zu sein für diese Fragestellung. Das ist eine tiefe Dankbarkeit, die ich selbst lächerlich und peinlich finde. Aber es ist eben eine grosse Erleichterung, wenn ich für einmal nicht alleine bin. Dann gibt es auch noch diejenigen, die ein sogenanntes «Juden-thema» missbrauchen, um sich zu profilieren. Das Schlimme ist, dass ich sogar dafür manchmal im ersten Moment auch dankbar bin. Wenn ich mir aber erlaube, in bezug auf den Umgang mit diesem Thema kritisch zu sein, dann reagieren die Leute oft wahnsinnig aggressiv. «Wie kannst du es nur wagen – immerhin greife ich dieses Thema auf», wird mir dann vorgehalten.

Was passiert, wenn ihr sagt, dass ihr jüdisch seid?

Elinor: Wie gesagt, ich heisse nicht Weil-Goldstein und habe so immer die Möglichkeit zu verschweigen, dass ich jüdisch bin. Deshalb stellt sich mir immer die Frage, wie ich mich verhalte, wenn sich in einer Gruppe einzelne antisemitisch äussern. Es kommt eigentlich immer zu dieser Lackmusprobe: Wie hältst du es mit dem Antisemitismus?

Habt ihr auch schon konstruktive Auseinandersetzungen erlebt?

Erica: Am ehesten erfahre ich das mit Leuten, die nicht nur in aktivistischen Kategorien oder innerhalb politischer Theorien starr dogmatisch argumentieren. Nach meiner Erfahrung suchen einige wenige eine differenzierte Auseinandersetzung, sind aber sehr schnell verunsichert. Sie haben ein sehr geringes Wissen über die jüdische Geschichte und Antisemitismus. Sie wollen sich vielleicht auseinandersetzen, wissen aber nicht wie, und ich soll dann die Rolle derjenigen übernehmen, die das «Wissen» oder gar die «Wahrheit» anbietet. Das fing schon in der Schule an: In der biblischen Geschichte fragte mich der Primarlehrer jeweils, wie es den bei «uns Juden» sei. Ich werde so zu einer Autorität gemacht, die ich nicht bin und die den Leuten die Arbeit abnimmt. Weil sie selbst so unsicher sind, möchten sie jemanden, der ihnen sagt, was richtig und falsch ist. Zudem gibt es eine Art Zensurschere: Viele getrauen sich mir gegenüber kaum, sich zum Thema zu äussern, weil sie Angst haben, ich könnte ihre Aussagen als antisemitisch bezeichnen.